

MICHEL PICCOLI

mit GILLES JACOB

Ich habe in meinen Träumen gelebt



Michel Piccoli
mit Gilles Jacob

ICH HABE IN MEINEN TRÄUMEN GELEBT

Erinnerungen

*

Aus dem Französischen und
mit einem Nachwort von Ralph Eue



Alexander Verlag Berlin

Alexander Verlag Berlin –
ein unabhängiger Verlag seit 1983

Dieses Buch erscheint im Rahmen des Förderprogramms
des französischen Außenministeriums, vertreten durch die
Kulturabteilung der französischen Botschaft in Berlin.



Besonderer Dank gilt Ludivine C. Piccoli für ihre
Hilfe sowie Rosalie Varda, Ruth Walz und Gilles
Jacob für ihre Unterstützung bei der Bildbeschaffung.

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel *J'ai vécu
dans mes rêves*. © Éditions Grasset & Fasquelle, 2015

© für die deutsche Erstausgabe by
Alexander Verlag Berlin, 2024
Alexander Wewerka · Fredericiastr. 8 · 14050 Berlin
info@alexander-verlag.com | www.alexander-verlag.com

Lektorat: Marilena Savino
Satz, Layout, Umschlaggestaltung: Antje Wewerka
Alle Rechte vorbehalten
Druck und Bindung: FINIDR s. r. o., Český Těšín
Printed in the Czech Republic (May) 2024
ISBN 978-3-89581-603-1

Inhalt

Mein lieber Michel ...	7
I. Die Kindheit	15
II. Lehrjahre	38
III. Film	62
IV. Der Schauspieler	97
V. Älter werden	129
VI. Schreiben	142
Nachwort von Ralph Eue	166
Anmerkungen des Übersetzers	177
Verzeichnis der erwähnten Filme	188
Bildnachweis	190

9 Juillet 2000

Cheer Sille,

Discret.

Nous aimons l'été.

Je pourrais être indiscret.

Je le regretterais.

En ce qui vous concerne, j'ai le
ou entre-tête.

Trois mots : à l'amitié.

Enbravade à Yaoutte.

Michel P.

Mein lieber Michel...

– Nun tauschen wir uns schon bald vierzig Jahre lang aus.

– Wie bitte?

– Aber klar doch, Briefe, mein Gott.

Wir haben uns diese Zettel geschrieben, um uns zu überraschen und gegenseitig unsere Aufmerksamkeit zu wecken. Und ja, es gefiel Ihnen schon immer, für Verblüffung zu sorgen.

Andere aus der Fassung zu bringen, egal ob auf der Bühne, im Kino oder im Leben, das machte und macht Ihnen noch immer Spaß, wie diese Wutanfälle beweisen, bei denen plötzlich Wörter aus Ihnen herausbrechen wie Hagelkörner, wenn jemand Sie vor den Kopf stößt und Sie ihm das dann offen ins Gesicht sagen. Und übrigens, die Überraschung, ist das nicht eine Ihrer Spezialitäten?

Sie haben die Routine immer abgelehnt, Sie sind immer hellwach geblieben. Und Sie scheuen sich auch nicht, andere bis zur Dreistigkeit herauszufordern!

Schauspieler zu sein, heißt, in der Illusion zu leben, sich immer wieder neue Identitäten zu er-

finden. Wenn Sie sich bei Filmproduzenten für Probeaufnahmen vorstellten, kam es vor, dass Sie dafür in einem so unerwarteten Aufzug erschienen – Schnurrbart, Vollbart und Perücke, die Aufmachung samt Ticks –, dass man Sie auf der Stelle engagierte.

Im Theater, mitten in der Vorstellung, zögerten Sie nicht, ohne Vorwarnung eine szenische Variation auszuprobieren oder ein Schweigen zu betonen, jedoch nicht, um ihr Gegenüber damit zu verunsichern, sondern um sich ein bisschen Abwechslung zu verschaffen und sich in den Beinen und im Geiste aufzulockern.

An Humor fehlt es Ihnen offensichtlich nicht; und wenn ich mich wohlfühle, bin auch ich nicht auf den Mund gefallen. So kam es zwischen uns zu lebhaften Diskussionen, zu amüsanten Wortgefechten, die wir uns Schlag auf Schlag lieferten, völlig freundschaftlich und ohne den anderen zu kränken, ganz so wie bei brüderlichen Sticheleien.

Ich weiß nicht mehr, wann das angefangen hat.

Es muss in den 1970er-Jahren gewesen sein.

Ja, das erste Mal sind wir uns ein paar Monate nach dem Mai 68 begegnet. Ich war damals Filmkritiker und Sie ein Schauspieler auf dem Gipfel

seines Ruhms. Doch, doch! Ach, kommen Sie... Damals ging ich nicht ins Theater, jedenfalls nicht mehr als heute. Das hat mit meiner Statur zu tun: Ich habe zu lange Beine und der lächerlich geringe Abstand zwischen den Reihen machte mir furchtbar zu schaffen! Also setzte ich mich schräg und riskierte, von der Nachbarin, die sich belästigt fühlte, weil ich ihr Knie streifte, eine Ohrfeige zu kassieren.

Das Kino war etwas anderes. Ich staunte über diesen Michel Piccoli, der sich, auf dem Höhepunkt seiner Kunst, in seinem tollen Metier austobte, zum Beispiel in den Filmen von Claude Sautet: *Les choses de la vie; Vincent, François, Paul... et les autres; Max et les ferrailleurs*. Ich identifizierte mich mit ihm, wenn er Romy küsste, wenn er, wie in *Le Mépris*, die Bardot eskortierte (oh, Michel, das Weichei, mit seinem kleinen Hütchen, ah, Brigitte in ihrer prachtvollen Nacktheit!) oder in seinen Szenen mit der Deneuve in *Belle de jour*. Auch wenn er vor der Kamera von Ferreri, Granier-Deferre, Girod, Berganga und so vielen anderen stand. 150 Charaktere, die allein Ihnen gehören! Sie haben sie gespielt, verkörpert, interpretiert und Sie haben sie unvergesslich gemacht.

Sie waren schon immer neugierig auf Menschen und Dinge, Sie lernten gern Neues kennen und als wir uns endlich begegneten, während einer Preisverleihung im Casino von Charbonnières-Bains, schlossen wir Bekanntschaft nach Art der Katzen: interessiert, abenteuerlustig, aber auch auf der Hut. Denn natürlich suchten Sie nicht die Gunst eines dieser kleinen Kritiker, während ich, hingerissen von Ihrer Einfachheit, Sie nicht belästigen wollte.

Ich weiß also nicht mehr, wer damit begonnen hat, aber wenig später fingen wir an, uns zu schreiben, einander zu antworten, Witze zu machen, zu lachen, uns Nichtigkeiten zuzuspielen – Sätze, Zeichnungen, Anekdoten, Briefumschläge; diese in Versen adressierten Briefumschläge, die die Aufmerksamkeit des Postboten ebenso wie die des Empfängers auf sich ziehen. Manchmal kamen die Briefe zu spät an, manchmal überschritten sie sich, manchmal vergaß man sie zu öffnen (nicht ich!). Das Tolle am Briefeschreiben ist, dass es Vertrautheit erlaubt und gleichzeitig Distanz wahrt. Eine solche Freundschaft einzugehen, heißt, sich Dinge anzuvertrauen, die man sich weder in der Öffentlichkeit noch unter vier Augen sagen würde.

Ich fand zunehmend Gefallen an Ihrer Begeisterungsfähigkeit, Ihrer Aufmerksamkeit anderen gegenüber, Ihrer Großzügigkeit, Ihrem eleganten Auftreten, selbst an Ihren Zornesausbrüchen und natürlich an Ihrem immensen Talent. (Ah, nicht schon wieder!) So wurden wir allmählich Freunde, ohne dass diese Freundschaft, über Unterbrechungen und weite Strecken des Schweigens hinweg, jemals mit unseren unterschiedlichen Berufen in Konflikt geraten wäre.

Als ich an die Spitze des Festivals von Cannes berufen wurde, habe ich Sie, Michel, oft mit diesem oder jenem Film eingeladen, nie aber, um Ihnen einen Gefallen zu tun, sondern weil diese Filme gut waren, urkomisch, ungewöhnlich, fremd, provozierend, unerhört und – ich würde es sogar mit einem Adjektiv versuchen, das Ihnen sicher nicht missfallen wird – *buñuelesk*.

Im Übrigen waren Don Luis und Sie wie füreinander geschaffen: der gleiche Abscheu vor Angeberei, die gleiche Hingabe an die Arbeit, die gleiche Vorliebe für Scherze, guten Wein, die Frauen, die Stille.

Einmal, während einer Hommage für Youssef Chahine, ich hatte gerade meine Rede beendet, da

sind Sie auf den Tisch gesprungen und haben mit erhobener Faust gerufen: »Es lebe Chahine, es lebe Jo!«*

Und alle haben eingestimmt: »Es lebe Jo!«

Was für ein aufregender Abend, wenn ich daran zurückdenke.

Ein anderes Mal, 1999 glaube ich, waren Sie es, den ich feiern durfte, und Sie sagten: »Als Gefeierte[r] [*l'hommagé*] nehme ich die Ehrung an, aber als alter Mann [*l'homme agé*], nein.« Ich erinnere mich noch, Sie portraitiert zu haben: äußerlich eine finstere Erscheinung von kräftiger Statur und breiter Stirn, direkt wie aus einem Roman von Victor Hugo. Nicht zu vergessen die schwarz-samtenen Augen, Ihr einnehmendes, unbekümmertes, freches Wesen und Ihre Stimme, die hypnotisch wirkt.

Ihr Vater war Violinist, Ihre Mutter Pianistin und Sie sind Solist: Sie spielen mit der menschlichen Stimme, einer Stimme, die zugleich sanft ist und liebkosend, beunruhigend und stark, deren kleinste Modulation man sofort erkennt...

* So wurde Youssef Chahine von denen genannt, die ihm nahestanden.

Eben diese Stimme habe ich in unseren Briefen wiedergefunden.

In sehr großen Schauspielern steckt immer ein kleiner Kern Verrücktheit, der sich im dämonischen Blick, in bestimmten Gesten, in der Kühnheit eines Auftritts zeigt: Michel Simon und Charles Laughton hatten das, auch Serrault und Le Vigan, ebenso Jules Berry und Saturnin Fabre sowie heutzutage Depardieu und eben auch Sie. Man schaue sich nur *La grande bouffe*, *Themroc* oder *Le trio infernal* an, um nur die zu erwähnen, die mir gerade in den Sinn kommen.

Dieser Extravaganz begegne ich manchmal auch in unseren Briefen, in dieser gemeinsamen Liebe zum Wort und zur Abschweifung, die uns weit tragen kann, so stark ist unser Einvernehmen.

Unsere Korrespondenz, gelegentlich scherzend, gelegentlich ernst, manchmal respektlos, immer warmherzig, liegt hier vor mir. Ich lese sie, ich berühre sie, ich rieche an ihr, versuche sie zu durchdringen, ich betrachte Ihre schöne Schrift, die leicht geneigt ist, anders als Sie, der Sie so aufrecht sind in Haltung und Moral.

Lassen wir doch die, die Sie lieben, einmal an unserer Komplizenschaft teilhaben.

Sicher hinderte uns unsere Zurückhaltung daran, uns vollkommen zu offenbaren. Und es gibt Aussetzer in diesem Ping-Pong. Briefe, die verloren gingen, und Zeiten, in denen wir zu beschäftigt waren, uns ein Lebenszeichen zu schicken.

Lassen Sie uns also weiter und tiefer gehen, wahrhaftiger werden.

Am Beginn meines Verlagslebens hatte ich die Korrespondenz von François Truffaut gesammelt und veröffentlicht – was für einen Anfang gar nicht so schlecht ist. Es würde mir gefallen, das Gleiche mit Ihnen zu versuchen, in einer vertraulichen Rückkehr zu den Wurzeln: den Lebensfaden anhand eines Briefwechsels noch einmal zu spinnen – ist das nicht so, als wären Sie zu einem vom Schicksal arrangierten Gipfeltreffen eingeladen?

Wären Sie dazu bereit, Michel? Wirklich? Ernsthaft?

Aber Vorsicht, ja! Keine Tricks, keine falschen Papiere.

Zeigen Sie doch einmal Ihr Passfoto her ... Kein Zweifel, Sie sind's.

Na gut, brechen wir also auf.

I.

Die Kindheit

Lieber Michel,

ich weiß, dass Sie ein Mensch sind, der sehr wenig spricht und nicht zu Vertraulichkeiten neigt. Ich weiß auch – darin gleichen wir uns –, dass Ihnen das Gedächtnis manchmal Streiche spielt. Aber da wir dieses Spiel nun seit gut vierzig Jahren spielen, so lange schreiben wir uns schon, und dabei alles aufschreiben, was uns gerade durch den Kopf geht, auch Finten, Sticheleien, Scherze, wie sie auch Alfred Jarry hätte machen können oder, bei allem gebührenden Respekt, Flaubert in seinem Briefwechsel mit Maxime Du Camp¹ – warum also nicht fortfahren und dabei die Zeit zurückdrehen. Schreiben Sie mir doch mehr über Ihre Familie und Ihre Eltern, über Ihre Kindheit und vor allem über Ihren Wunsch, Schauspieler zu werden. Wie kam es dazu? Wie würden Sie den Beginn Ihrer Berufung schildern? Haben Ihre Eltern Sie unterstützt oder mussten Sie kämpfen? Kurzum, heute gibt es kein Entkommen, kein Ausweichen und auch keine Nebelkerzen ...

Lieber Gilles,
dass ich geboren wurde, war ein Zufall – ein Zufall
und ein Ersatz.

Ich will es Ihnen erklären: Vor mir hatten meine Eltern ein Kind, einen Jungen, der nicht überlebt hat. Meine Mutter war wie besessen von diesem verstorbenen älteren Bruder und sie sagte sich, sie würde nie wieder mutig genug sein, eine Familie zu haben oder, anders ausgedrückt, ein weiteres Kind zu bekommen. Und doch hat mich meine Mutter auf die Welt gebracht.

Zweifellos bin ich sehr glücklich, geboren worden zu sein, obwohl ich, wenn ich die Umstände meiner Geburt richtig bedenke, auch sagen könnte, dass ich einen schlechten Start hatte. Es fühlt sich nicht besonders angenehm an, sich selbst als jemanden wahrzunehmen, der ein Ersatzkind ist. Ich hatte das tatsächlich immer im Kopf: Ich wäre nicht gezeugt worden und würde nicht leben, wenn mein Bruder nicht gestorben wäre. Ich bin sein Stellvertreter.

Während meiner gesamten Kindheit, ich bin ja Einzelkind geblieben, war dieses Phantom um mich, und manchmal hatte ich den Eindruck, dass meine Mutter, die nicht sehr mitteilhaft war, sich nur äußerte, um über diesen toten Bruder zu sprechen. Ich

höre noch immer ihre Stimme: *Dein kleiner Bruder, dein kleiner Bruder, dein kleiner Bruder*. Obwohl er geboren wurde, bevor ich auf die Welt kam, habe ich nie aufgehört, an ihn zu denken wie an einen *kleinen Bruder*, dessen älterer Bruder ich wurde und der mich allein gelassen hatte. Auch heute noch denke ich so. Ich stelle mir immer noch die gleichen Fragen. Warum hat er nicht überlebt? An welcher unbekanntem Krankheit ist er gestorben? Was bedeutet es, dass ich auf der Welt bin statt dieses *kleinen Bruders*? Es ist ein Ursprung, der einen unauslöschlich prägt. Er bestimmte die Beziehung, die ich zu meinen Eltern hatte und die sich auf ziemlich beängstigende Weise entwickelte, speziell zu meiner Mutter. *Dein kleiner Bruder, dein kleiner Bruder, dein kleiner Bruder, dein kleiner Bruder...* Oft hatte ich Lust, einfach nur zu schreien: Es reicht!

Abgesehen von der Anekdote dieser zufälligen Geburt weiß ich kaum etwas Genaues. Im Großen und Ganzen erscheint mir die Geschichte meiner Familie weit entfernt und wie verblasst. Was mir geblieben ist, sind eigentlich nur Fragmente.

Ich weiß, dass mein Großvater mütterlicherseits ein ziemlich reicher Geschäftsmann war, dass er eine Farbenfabrik nahe der Place d'Italie besessen hatte

und dass er in der Politik war. Ich bin ihm nur einmal begegnet. Ich war ganz klein und habe nur ein vages Bild von ihm, wie wir in einem Restaurant sind und er für fünf isst. Dann verschwindet er aus meinem Gedächtnis. Ausgelöscht. Tot. Dieser Großvater soll, wenn ich der Familiensaga Glauben schenke, alles verloren haben in der Krise, die dem Ersten Weltkrieg vorausging. Ihr ganzes Leben lang hing dieser Ruin meiner Mutter nach. Diese Deklassierung hatte in ihr eine bleibende Bitterkeit ausgelöst.

Eine Familie, die arm ist, hat wenig gemein mit einer, die ihr Geld verloren hat. Das ist nicht das Gleiche. Man lebt das Leben nicht auf die gleiche Weise. In meiner Mutter lebte die Erinnerung an das Geld fort, das ihr Vater einmal besessen hatte, und auch an das damit verbundene Prestige. Sie empfand sich als benachteiligt, zumal ein anderer Zweig der Familie wohlhabend geblieben war. Mehrere Male haben mir diese reichen Verwandten Pakete mit Kleidung geschickt. Eine demütigende Erinnerung.

Über die Familie meines Vaters hat man mir nie irgendetwas erzählt. Er kam jedenfalls aus Italien, daher auch mein Name. Ich weiß so gut wie nichts über seine Vergangenheit und habe keinen blassen

Schimmer, wie er und meine Mutter sich kennengelernt haben. Ich glaube nicht, dass mir meine Eltern je davon erzählt haben oder dass ich irgendwann versucht hätte, das zu erfahren.

Wer waren sie, meine Eltern? Wie habe ich sie wahrgenommen und wie habe ich als Kind mit ihnen gelebt? Haben sie Einfluss darauf gehabt, wer oder was ich werden wollte? Spielte die Tatsache, dass sie beide Künstler waren, eine entscheidende Rolle? Noch heute frage ich mich das.

Mein Vater war Violinist und meine Mutter Pianistin. Er spielte im Orchestre Colonne die dritte Geige und das fünfzig Jahre lang. Er arbeitete immer. Wenn es Ferien gab, so waren die nicht dazu da, sich zu erholen. Nein, wir fuhren nach Dieppe, wo meine Eltern jeden Sommer dasselbe Haus mieteten, weil mein Vater im Casino-Orchester spielte, vor einem Publikum, das kaum zuhörte. Meine Erinnerungen an diese Ferien sind nicht besonders schön. Vor allem ist da meine genervte Mutter, die sich dauernd darüber beschwerte, dass man ein Häuschen hinten im Garten aufsuchen musste, um zur Toilette zu gelangen...

Diese Mutter, die so schnell unzufrieden wurde, war ebenfalls Musikerin. Immer hatte sie ihre Kla-

vierstunden sehr gewissenhaft, sehr rigoros absolviert und sie spielte auch sehr gut. Ich sehe sie noch manchmal an ihrem Instrument sitzen, im Wohnzimmer, das zugleich »mein« Zimmer war, weil ich dort auf dem Sofa schlief. Aber diese Erinnerungen kommen selten: Sie spielte kaum für sich selbst, also einfach nur um der Lust am Spiel willen. Sie wäre gern Solistin geworden, eine Virtuosin, aber es gelang ihr nicht. Sie wurde Musiklehrerin. Ihr Klavier hat ihr schließlich eine Tätigkeit verschafft, der sie sich weder mit Leidenschaft noch mit Begeisterung widmete. Für sie war Musik keine Kunst mehr. Während meiner Kindheit hatte ich das Gefühl, dass meine Mutter, um ihr Geld zu verdienen, ihren Schülern jeden Tag dieselbe Übung aufzwang. Ein Metronom, das niemals stillsteht.

Im Zusammenhang mit dem Klavier fällt mir eine belastende Erinnerung an meine Kindheit ein. Mit ihrem Bemühen, auch mir das Klavierspiel beizubringen, kam meine Mutter nicht weit. Ich wollte nicht lernen. Schon die Hände auf die Tastatur zu legen, war mir unangenehm. Von Vergnügen keine Spur, niemals, und Fortschritte machte ich ganz entschieden keine. Als sie mich fragte, warum ich so widerwillig Klavier übte, sagte ich ihr, dass

Die Kindheit



Michel Piccoli bei den Dreharbeiten zu
Les Demoiselles de Rochefort von Jacques Demy, 1966

meine Augen schmerzten und ich schlecht sähe. Sie brachte mich sofort zu einem Arzt, der mich untersuchte, aber nur feststellen konnte, dass ich keinerlei Probleme mit den Augen hatte. Ich hatte natürlich nur nach einer Entschuldigung gesucht, mich vor dem Üben zu drücken. Schließlich knickte meine Mutter vor meiner kindlichen Laune ein. Sie sah ein, dass ich sowieso nie Klavierspielen lernen würde. Heute jedoch bedauere ich, dass sie nicht darauf bestanden hat. Mein damaliges Verhalten kommt mir erbärmlich vor, sowohl meiner Mutter gegenüber als auch mir selbst.

Das Klavier aufzugeben, bedeutete aber nicht, dass ich zur Violine überlief. Ich glaube nicht, dass meinem Vater etwas daran lag, mir sein Instrument nahezubringen. Das war auch gut so. Es hätte mich verrückt gemacht, mich daran versuchen zu müssen, so ein schwieriges Instrument zu beherrschen.

Ich habe keine Erinnerung daran, dass mein Vater und meine Mutter zu ihrem Vergnügen gemeinsam musiziert hätten. Meine Eltern empfanden keine große Liebe für ihren Beruf. Mein Vater spielte zwar oft auf seiner Violine, machte aber den Eindruck, dass es ihn anstrengte. Er betrachtete die Musik wie ein Amt, das er ausfüllte, sehr organisiert,

sehr diszipliniert. Ein zartes Bild steigt in mir auf, wenn ich an seine leicht verdrehte Silhouette denke, während er Tonleitern übte. Aber es lag keine Begeisterung darin. Ich stamme von Eltern ab, die Künstler waren, es aber nicht verstanden, mich in die Kunst einzuführen. Damals machte mich diese Feststellung traurig. Und auch wenn ich heute daran zurückdenke, verwirrt es mich. Wie kann man leben und Musiker sein, ohne dabei Vergnügen oder Begeisterung zu empfinden?

Die etwas trüben Gedanken an meine Eltern stehen im Gegensatz zu der heiteren Erinnerung an meinen Onkel, den Bruder meines Vaters, ebenfalls Violinist, und an seine Frau, auch sie Pianistin. Sie verkörperten ein Paar, das mich mehr faszinierte und interessierte als jenes, aus dem ich hervorgegangen war. Sie waren das positive Gegenstück zu meinen Eltern. Wenn man nach Einflüssen oder Vorbildern suchen will, dann findet man sie wahrscheinlich eher dort.

Mein Onkel und meine Tante wohnten in Sceaux. Ich liebte es, sie zu besuchen. Für kurze Zeit entkam ich meiner bedrückenden Umgebung. Meine Eltern und ich wohnten hinter dem Rathaus an der Place d'Italie. Unsere Wohnung lag in einer kleinen

Straße, wo es eine Polizeistation, ein Bestattungsinstitut und ein Stundenhotel gab. Es war eine bescheidene Dreizimmerwohnung. Es gab das Zimmer meiner Eltern, einen weiteren winzigen Raum und das Wohnzimmer, in dem gegessen wurde und wo ich schlief. Mein Bett stand im Wohnzimmer, ich hatte kein eigenes Zimmer. Ich glaube nicht, dass ich deswegen unglücklich war, aber meine Kindheit verlief ohne jegliche Privatsphäre und im Gefühl, kein eigenes Leben zu haben. Ich war wie ein Untermieter bei meinen Eltern, ohne einen Ort, an dem ich für mich war oder wohin ich mich hätte zurückziehen können. In meiner Erinnerung bin ich nur irgendwie da gewesen, saß auf dem Sofa, das mein Bett war, während meine Mutter ihren Unterricht abhielt, den ich still beobachtete.

Ich mochte die Atmosphäre, die mein Onkel um sich herum verbreitete. Ich empfand ihn als strahlend. Im Unterschied zu meinem Vater, der mich mit Geschichten zum Lachen zu bringen versuchte, die überhaupt nicht lustig waren, war mein Onkel ein wahrer Erzähler. Er kannte Tausende von erstaunlichen und wunderbaren Geschichten. In seiner Gegenwart öffnete sich eine Welt. Er war viel gereist, auch um *den Wilden da unten im Sü-*

den – wie man damals sagte – Musikunterricht zu geben, und ich stellte ihn mir als fahrenden Geiger vor. Ich mochte ihn sehr. Ebenso seine Frau, meine Tante. Sie verwöhnten mich. Sie schenkten mir *Lebenszeit* und besondere Momente. Um sie herum war Fröhlichkeit und Fantasie. Sie wären sehr glücklich gewesen, mich als Kind zu haben. Mit ihnen hatte ich eine Vertrautheit, die ich mit meinen Eltern nicht hatte. Sie also, mein Onkel und meine Tante, waren meine Vorbilder, nicht meine Eltern. Sie waren seltsam, diese beiden Paare, scheinbar so ähnlich – ein Geiger und eine Pianistin – und doch so unterschiedlich ...

Ich weiß nicht, ob mein Onkel besonders treu war. Ich erinnere mich, dass meine Mutter manchmal zu meinem Vater sagte – der, wie immer, nicht weiter darauf einging – , dass sein Bruder es ganz schön übertreibe und nicht besonders seriös sei. Diese Anspielung war eindeutig. Betrog er meine Tante? Ich habe nie eine Spannung zwischen den beiden bemerkt. Sie haben einander angebetet, ohne jeden Zweifel. Im Gegensatz zu meinem Vater und meiner Mutter, die kaum Spaß an irgendetwas hatten, waren mein Onkel und meine Tante voller Leidenschaft, sowohl füreinander als auch für ihre Musik.

Die Verbindung meiner Eltern war nicht besonders glücklich. Es gab keine Gewalt zwischen ihnen. Es gab auch kein großes Unglück. Sie mochten einander, aber sie langweilten sich. Ihre Beziehung machte nicht den Eindruck, auf tiefer Verbundenheit zu beruhen. Sie waren ein Mann und eine Frau, die sich aneinander gewöhnt hatten. Eines Tages sagte meine Mutter etwas, das mich sehr kränkte: »Du solltest wissen, dass dein Vater und ich uns wegen dir nicht haben scheiden lassen.«

Mein Vater war ein stiller Mann. Neben seiner Violine hatte er seine Frau und diesen Sohn, der gestorben war. Danach hat er einen anderen gezeugt, mich, als Ersatz, aber der erste blieb wie ausgeradiert, aufgelöst im Bild. Meine Geburt hat die Situation zweifellos beruhigt, ich meine, sie hat etwas von der extremen Spannung und der Niedergeschlagenheit genommen, die Eltern befällt, wenn sie eine solche Trauer durchleben. Mein Vater hat mich allerdings auch nicht besonders liebevoll behandelt, was mich immer bekümmert hat. Bekümmert und erstaunt. Es tat mir leid. Zwischen uns bestand immer eine Distanz, unter der ich sicher gelitten habe. Ich kann mich nicht erinnern, dass mir mein Vater bei meinen Schulaufgaben geholfen hätte. Obwohl, wenn

ich das sage, muss ich mich auch schon wieder korrigieren, denn es soll nicht der Eindruck entstehen, als wolle ich meine eigene Faulheit, die mich zum schlechten Schüler hat werden lassen, auf die Distanziertheit meines Vaters schieben, was zumindest ungerecht wäre.

Einmal, ganz am Ende seines Lebens, passierte etwas, das mich zutiefst erschütterte, und wir sprachen miteinander. Ich werde mich immer an diesen Moment erinnern. Er war noch um einiges jünger, als ich es heute bin, aber trotzdem machte sich sein Alter bemerkbar. Er streckte mir seine Hand hin, damit ich sie küsste. Er lag in seinem Bett und sagte zu mir, weil er wusste, dass ich gerade mehrfach hintereinander mit verschiedenen Theaterrollen erfolgreich gewesen war: »Jetzt, wo du Geld verdienen wirst, wirst du glücklich sein.« Ich küsste seine ausgestreckte Hand. Soweit ich mich erinnere, war das der einzige Moment, in dem ich mich meinem Vater nahe fühlte. An diesem Tag erfuhr ich auch, dass mein Vater sehr krank war und sein Ende nahte, und da bemerkte ich noch einmal, dass er nicht glücklich gewesen war und dass ihm seine Geige und meine Mutter nicht gereicht hatten. Dann starb er. Er starb sanft, *ohne große Umstände*, um einen

Ausdruck zu verwenden, der vielleicht unpassend erscheint, mir hier aber gut gefällt. *Ohne große Umstände*, das heißt, er hatte keine Zeit zu leiden oder sich zu beklagen.

Wenn ich jetzt daran denke, fällt mir auf, dass ich gar nicht weiß, woran er eigentlich gestorben ist. Starb er vielleicht an Langeweile?

Ich muss der Ehrlichkeit halber hinzufügen, dass ich nicht glaube, dass mich sein Tod besonders erschüttert hat, ebenso wenig wie der spätere Tod meiner Mutter oder der Tod irgendeiner anderen Person aus meiner Familie. Ich war jedes Mal traurig, aber nicht am Boden zerstört. Ich blieb passiv und distanziert, was ziemlich unheimlich ist.

Meine Mutter hat meinen Vater recht lange überlebt und ihr Leben hat sich dadurch verändert. Ich glaube, dass der Tod ihres Mannes die Erinnerung an den Tod ihres Sohnes beruhigt hat. Auch für mich, der noch bei ihr wohnte, veränderte sich das Leben. Ich hatte bereits angefangen, Theater zu spielen, und verdiente ein wenig Geld, dennoch blieb ich noch eine Weile bei meiner Mutter. Ich erinnere mich zum Beispiel an junge Geliebte, die versuchten, mit ihr über mich zu reden, um zu erfahren, warum ich mich von ihnen trennen wollte.

Sie dachten, dass meine Mutter, die natürlich nicht wusste, was sie antworten sollte, ihnen den Schlüssel zu meinem Verhalten geben würde.

Aber gehen wir noch einmal zurück. Ich habe bereits angedeutet, dass ich kein guter Schüler war. Was eigentlich noch vorsichtig ausgedrückt ist. Ich bin bis zum Abitur gekommen, das ich aber nicht bestanden habe. Ich glaube nicht, dass ich damals wirklich ein Versager war, aber ich war einfach unheimlich faul. Die Lehrer interessierten mich nicht, sie waren traurige Gestalten von farblosem Ernst. Die Schule selbst hat mich kaltgelassen.

In meiner Kindheit war ich einsam. Einsam und untätig. Ich langweilte mich. Ich existierte, aber nichts passierte. Ich hatte immerhin einen engen Freund, den Sohn eines Arztehepaars, das am Boulevard Raspail wohnte. Reiche Leute, wie man so schön sagt. Aus dieser Freundschaft schöpfte ich Energie, Leidenschaft, Glück. Er starb vor nicht allzu langer Zeit.

Das alles liegt so lange zurück... man will sich gar nicht vorstellen, wie schnell die Zeit vergeht: Fünfundsiebzig Jahre ist es her, dass wir zusammen in der Schule gesessen haben, zur Zeit der deutschen Besetzung, als schon die Schüler begannen, sich die

fatale Frage zu stellen: »Magst du eher Pétain oder de Gaulle?«² Es war jener historische Moment, in dem jeder von uns seinen Lieblingshelden wählte.

Zum Glück waren meine Eltern für de Gaulle. Und ich weiß noch, dass ich darüber sehr froh war. Ich erinnere mich an diese Szene: Meine Mutter sitzt im Wohnzimmer und unterhält sich mit einem ihrer Brüder, der sie besucht und zufällig auch General ist. Auf einmal höre ich meine Mutter zu ihm sagen: »Ach, wie auch immer! Wenn du General de Gaulle gewesen wärest, ich hätte dir gratuliert!« Der Satz gefiel mir.

Darauf gab es keine Antwort von ihrem Bruder, dem General.

Der Krieg... man sprach mit mir darüber, man erzählte mir davon. Vor allem meine Mutter, die viel über Politik diskutierte, erklärte mir, was zwischen Pétain und den Nazis vor sich ging. Ich erinnere mich an die brüllende Stimme Hitlers aus dem Radio. Ich hatte mich in das Studium von Landkarten gestürzt und dachte darüber nach, welches die besten Strategien wären, um Frankreich zum Sieg zu führen. Was durfte man von Russland erwarten? Würden die Engländer ihre Stellungen halten? Über die Karten gebeugt, träumte ich vor mich hin.

Meine Mutter sagte mir, ich solle aufpassen und meine Sachen wegräumen, so als wäre ich ein Partisan, dem Gefahr drohte, dabei war ich doch nur ein kleines Bürschchen, das Résistance spielte! Allerdings war ein Klassenkamerad von mir tatsächlich so aktiv, dass er ins Gefängnis kam und deportiert wurde. Was mich betrifft, so habe ich gar nicht so viele Deutsche gesehen. Ich habe Paris schnell verlassen. Meine wesentlichen Kriegserinnerungen spielen woanders, in der Corrèze³. Es sind fröhliche Erinnerungen.

In dieser Zeit wurde mir auch klar, dass es mich zum Theater zog und dass die Schauspielerei der Beruf war, den ich gern ausüben wollte. Ich sollte wohl erklären, wie es zu diesem Wunsch kam.

1940 kam ich in die Corrèze. Es gab noch keine Demarkationslinie und keine freie Zone, es gab nichts als Krieg, nur Krieg. Meine Mutter und ich hatten gerade angefangen, uns in Orléans einzurichten. Mein Vater war in Paris geblieben. Meine Mutter hatte große Angst um mich und beschloss, mich weit weg zu Verwandten aufs Land zu schicken. Eines Tages sagte sie mir einfach: »Hör zu, Michel, hier ist es zu gefährlich, du solltest zu deinem Onkel und deiner Tante aufbrechen.« Da war

ich fünfzehn. Sie gab mir etwas Geld und kaufte mir ein nagelneues Fahrrad, damit ich gut hinkam. Drei Tage lang radelte ich von Orléans nach Tulle⁴. Ich war allein, kam gut zurecht und schlief, wo es eben passte.

Es wundert mich, dass mich meine Eltern unter diesen Umständen so völlig mir selbst überlassen haben. Aber ich kam gut an und lebte eineinhalb Jahre lang in einem ganz kleinen Dorf in der Corrèze. Ich mochte dieses neue Leben inmitten all der Tiere, die ich entdeckte und die mich faszinierten. Mir wurde beigebracht, mich um sie zu kümmern. Ich erinnere mich sogar, wie ich einer Kuh in Not beigestanden habe. Eines Tages, als ich wie üblich zu ihr hinging, sah ich, wie ein Bein aus ihrem Bauch ragte, und ich schaffte es alleine, das Tier zur Welt zu bringen. Danach stürzte ich los und erzählte jedem, der es hören wollte, von meiner Heldentat. Ein Kalb wurde geboren und zwar dank meiner Hilfe.

Eineinhalb Jahre lang war ich sehr glücklich in diesem Haus auf dem Land, zusammen mit Menschen, die ich sehr mochte. Es schmerzt ein wenig, es zuzugeben, ist aber die Wahrheit: Ich war übergücklich, bei diesen Verwandten zu leben, bei